Aus der Erinnerungen eines Schlachtenmalers.

In der neuesten Nummer der bekannten, von Frau Baronin von Suttner unter dem Titel „Die Waffen nieder“ herausgegebenen Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung nimmt Wereschagin das Wort.

„Aus den Erinnerungen eines Schlachtenmalers“, erzählt nun Wereschagin in der genannten Zeitschrift Folgendes:

„Vor fünfundzwanzig Jahren reiste ich an der chinesischen Grenze durch Ortschaften, welche sich vordem in einem blühenden Zustande befanden und jetzt eine unfruchtbare Wüste darstellen. Noch stehen die Bilder vor meinem Gedächtniß: Ich nähere mich der Stadt Tschugutschock, welche noch vor Kurzem bei 10,000 Einwohner zählte. — Von außen könnte man denken, daß diese Stadt wie jede andere beschaffen sei: die Mauern, Thürme, Hausdächer mit den unvermeidlichen Drachen sind vollkommen unversehrt und glänzen in der Sonne: nur eine Menge großer, verzweigter, vollkommen ausgedorrter Bäume bringt mich auf den Gedanken, daß in der Stadt etwas nicht geheuer sei.... Ich fahre hinein — alles leer! Auf den Gassen liegen im Schmutz die Hausgeräthe und die verschiedensten Dinge durcheinander: winzige Schuhe der chinesischen Weiber, Männerzöpfe, Kupfermünzen u. s. w. Diese letzteren sind nach chinesischer Sitte an Schnüren aufgereiht und finden sich in solch' ungeheurer Menge vor, daß man ganze Wagen damit beladen könnte. Nun komme ich vor die Festung. Das Hauptthor derselben ist arg hergenommen. Da die Belagerer durch einen offenen Angriff gar nichts zu erreichen vermochten, obzwar sie mehrere primitive Thürme errichtet hatten, untergruben sie die Mauer und drangen in den Durchbruch ein. Sie hatten hierzu eine finstere Nacht gewählt, während die Einwohner schliefen und die Garnison den Wachtdienst nur nachlässig versah. Unter den Mauern — ganze Haufen von Köpfen und verschiedenen menschlichen Knochen; an manchen Stellen, wo ein heißer Kampf stattgefunden oder wo von den Mauern die abgeschlachtete Garnison herabgeworfen worden, gab es buchstäblich Pyramiden von Köpfen! Die ganze Umgegend der Stadt ebenfalls mit Schädeln besät.

In den benachbarten Dörfern, welche gleichzeitig von einer 15,000 Mann starken Garnison, die zum Entsatze der Belagerten herankam, besetzt waren, — die Gassen und Haushöfe mit Skeletten und Schädeln verbarrikadirt. Ringsum, auf den Feldern, wie weit nur das Auge reicht, überall Schädel, Schädel, und Schädel! Ich erinnere mich ganz gut, daß ich bei meinen täglichen Wanderungen mit dem Farbenkistchen unterm Arm fast bei jedem Schritte mit dem eisernen Ende meines Sonnenschirms an einen Schädel schlug; vielleicht wird man mir keinen Glauben schenken, aber ich übertreibe nicht! Die Arm- und Beinknochen waren zum Theil noch mit Kleidern bedeckt und behielten ihre Form, aber weder Fleisch noch Haut war daran. Diese hatten die Wölfe und Schakale aufgefressen und die Vögel aufgepickt; alle Knochen waren blank, vom Regen gewaschen, von der Sonne gebleicht. Einige Zeit vor meiner Ankunft war es gefährlich, sich in dieser Gegend zu zeigen wegen der Menge von verwilderten Hunden, welche die Menschen überfielen; sogar die Hausschweine, denen es gelang, aus den Dörfern in das Schilfrohr zu entkommen und welche dort verwilderten, zeigten sich bei Begegnung mit einsamen Wanderern über die Maßen dreist.

Ich besuchte längs der chinesischen Grenze einige solche Städtchen, in welchen wir — ich mit zwei Kosaken — die einzigen lebenden Wesen waren. Nur in Tschugutschok fand ich in der Höhlung einer der zahlreichen kolossalen außeisernen Figuren eines mythischen Löwen zwei junge Dohlen; die Mutter verließ sie, vielleicht darum, weil wir uns zu nahe angesiedelt hatten; ich fütterte sie während der ganzen Zeit meines drei- oder vierwöchentlichen Aufenthaltes in derStadt und wurde hierfür bei der Abreise von ihrem, wahrscheinlich anerkennenden Geschrei weit über die Stadtgrenze begleitet. Bis zu welchem Grade sowohl die Stadt als auch die Umgegend verödet waren, kann man daraus beurtheilen, daß ein Reh, welches einmal während meiner Arbeit hinter einem Gebäude hervortrat, überrascht durch die unerwartete Begegnung, vor mir stehen blieb und hierauf wie ein Blitz in der Steppe verschwand. Einer meiner Bekannten, welcher einigeJahre später Gelegenheit hatte, weiter als ich in dieser Gegend zu reisen, versicherte mich, daß das ganze Land, von der russischen Grenze fast bis zur großen Mauer sich in demselben trostlosen Zustande befand, und daß in den Städten, welche 200,000 Einwohner zählten, deren Zahl auf 15—10,000 herabgesunken war. Dies alles waren die Ergebnisse der letzten, zahlreich wiederkehrenden Aufstände der Muselmänner in jenen Ländern; Aufstände, von welchen man in Europa gar nichts oder beinahe gar nichts wußte, in welchen aber von 15 bis 20 Millionen Chinesen, Mandschuren, Solonen, Sibo und Kalmücken, welche von Dunganen und Tarautschen erschlagen wurden, zu Grunde gingen. Der Aufstand der Taipingen, welcher annähernd um dieselbe Zeit im Süden Chinas entbrannte, vernichtete noch mehr Volk — etwa 20 bis 25 Millionen — und man kann ohne Uebertreibung sagen, in einem Zeitraum von circa 20 Jahren in China 40 bis 50 Millionen Menschen aus den verschiedenen mongolischen Stämmen, welche die Bevölkerung dieses Reiches bilden, vernichtet worden sind.

Zwei Erinnerungen, zwei Andenken sind mir vom Besuche dieser Orte geblieben: eine kleine Sammlung von chinesischen Schädeln und das Bewußtsein der Thatsache, daß in unseren Zeiten die Menschen, obzwar sie sich nicht gegenseitig auffressen, sie sich doch abschlachten, erschießen, erschlagen — mit derselben Wuth und mit derselben Ueberzeugung von der Würde und Gerechtigkeit ihrer Thaten, wie in früheren, sogenannten barbarischen Zeiten. Eine aufmerksame Prüfung meiner Schädelcollection hat mich überzeugt, daß der Bau des Schädels im Verlaufe der Zeit, im Verlaufe von Jahrhunderten, sich verändert; der obere Theil, welcher außerordentlich abschüssig und niedrig beiden Mongolen ist, wächst in die Höhe und überhaupt im Umfange im oberen Theile; die Backenknochen werden kleiner, ebenso auch die Zähne. Die Hände und die Füße werden bekanntlich ebenfalls kleiner. Indem mit dieser Knochenveränderung sich die ganze Organisation des Menschen verändern muß, ist es klar, daß die thierische Seite dieser Organisation der intellectuellen Platz macht. Man muß unbedingt annehmen, daß diese Veränderung im Verlaufe der Zeit stets bemerkbarer und bemerkbarer sein wird und wenn endlich die Organisation des Menschen sich dem friedlichen intellectuellen Leben angepaßt haben wird, dann — und erst dann — wird man hoffen können, daß die sich langsam verändernde und verbessernde Menschheit (ebenso langsam, wie sich unsere Knochen verändern) zur Lösung der Fragen, welche jetzt wahrhaftig barbarisch entschieden werden, gelangen wird. In der Anzahl dieser Fragen nimmt unbestreitbar die erste Stelle die Frage vom Recht auf das Leben ein, welche in unserer Zeit nicht gelöst, sondern direct zerhauen wird. Es gab nicht wenige Versuche, die jetzige sociale Lebensordnung mit den vorhandenen Kräften und Fähigkeiten abzuändern — auf diese Versuche beziehen sich die Gesetzgebungen und Religionen —, die Resultate waren jedoch im Vergleich zu den aufgebrachten Anstrengungen noch nicht erheblich und noch heute beherrscht das barbarische Gesetz Moses „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“ die Gesellschaft.— Bessere Resultate darf man erst nach der Veränderung der Organisation des Menschen erwarten; bis dahin aber wird derAtavismus sowohl stark wie häufig zur Geltung kommen.

Ich gestehe, daß mir unter allen Mitteln und Arten der Abkürzung und Unterbrechung des menschlichen Lebens und des Lebens überhaupt noch am ehesten der Krieg, welcher die größte Aehnlichkeit mit einem regelmäßig organisirten Sport zeigt, zusagt. Ein erfahrener General, welcher sich dazu vorbereitet, eine Schlacht zu liefern, muß ohne Zweifel dieselben technischen Einrichtungen der List und der Feinheit in Gang setzen, wie ein erfahrener Jagdordner, welcher mit Berechnung, möglichst viel vom großen Wild zu erlegen, die Leute anstellt und belehrt. Ich habe mehrmals Menschen in den Schlachten getödtet und kann aus Erfahrung sagen, daß die Aufregung, wie auch das Gefühl der Genugthuung und die Befriedigung, nachdem man einen Menschen gestreckt hat, demjenigen vollkommen gleich kommt, welches man Wild erlegt hat. Bei weitem weniger empfindet, wenn man ein größeres interessant und anziehend, wenn man sich so ausdrücken darf, ist die Tödtung in Folge eines Gerichtsurtheiles, wobei weder ein Risico noch eine Gefahr, noch Aufregung vorhanden ist; wenn das SchlachtfeldEntsetzen erregt, so flößt die Richtstätte Ekel ein! Und in der That, wenn wir die jetzt schon zweifellose Thatsache bei Seite lassen, daß die Mehrzahl der Verbrecher ein Volk mit verdorbener kranker Organisation ist, und daß die politischen Verbrecher des einen Jahrhunderts gewöhnlich als Märtyrer für eine Idee, fast als Heilige in dem nächstfolgenden anerkannt werden, ist die ganze Procedur des Schleppens eines, zweier, dreier oder mehrere Menschen an den Ort, wo für dieselben ein scharfes Messer oder eine Strangschlinge vorbereitet ist, — geradezu unmoralisch.

Und betrachten wir den Kerkermeister, wie er sich bei seinem Schutzbefohlenen erkundigt, ob derselbe vor der Hinrichtung noch etwas trinken oder essen möchte? Betrachten wir, wie der Scharfrichter mit Theilnahme fragt, ob der Strang am Halse gut liegt, ob die Schlinge reibt? Welch' ergreifende Sorgfalt! Ich erinnere mich einer solchen Theilnahme — noch mit Zugabe der Navität — in Mittelasien, wo der bereits vollkommen zur Abschlachtung vorbereitete Verbrecher manchesmal noch in letzter Minute schreit:

„Wartet! Wartet ein bischen!“

„Was ist denn?“

„Da habe ich im Leibgrütel zwanzig Heller, schau, daß Du nicht vergißt, sie meinem Weib zu übergeben!“

„Gut; und sonst nichts mehr?“

„Nichts.“

„Also, ruhig halten!“....

Die Mittelasiaten sind in dieser Beziehung viel logischer alsdie Europäer, indem bei ihnen für größere Verbrechen Köpfe abgeschlagen werden, während man für kleine Vergehen Hände, Ohren, Nasen und insbesondere die ersteren als in zwei Exemplaren vorhanden, abschneidet. Der mittelasiatische Chan oder Emir, welcher den Befehl gibt, dem schuldigen Verbrecher ein Ohr abzuschneiden, ist viel consequenter, sage ich, als der europäische Richter, welcher dem Verbrecher nicht einmal einHaar zu krümmen erlaubt und denselben zu beleidigen nicht gestattet, ihn gut zu nähren, sogar manche Launen desselben zu erfüllen befiehlt, hierauf aber denselben zu tödten beschließt.

Ich glaube, daß die europäische Gesellschaft, der Logik wegen, sich ebenfalls entschließen muß, entweder Nasen, Ohren u. s. w. oder überhaupt ganz und gar nichts abzuschneiden, indem alle diese Proceduren des Hängens, Köpfens, Erschießens den Anschauungsunterricht eines tiefen Barbarismus vorstellen. — Nach meiner persönlichen Meinung könnte die Gesellschaft die notorisch schädlich Subjecte lebenslänglich eingesperrt halten, wie man dies mit den Raubthieren thut. — Man hat mich oft wegen meiner Bilder gefragt: Glauben sie denn, daß es möglich sei, den Krieg zu vermeiden? — Nein! ich halte dafür, daß dies dem gegenwärtigen Stande der gesellschaftlichen Entwickelung nicht möglich sei; ich bin aber weit davon entfernt, mich vor der Moral des Krieges zu beugen und glaube, daß man, bevor man denselben erklärt und anfängt, lange und tief über diese äußerste Maßregel nachdenken muß. Man hat mir auch sehr oft Vorwürfe gemacht, daß ich den Krieg von der schlechten, abstoßenden Seite dargestellt habe, als ob der Krieg zwei Seiten, eine angenehme, anziehende, und eine andere unschöne oder abstoßende hätte. Es gibt nur einen Krieg, in welchem der Feind in die Zwangslage versetzt wird, möglichst viel zu dulden, möglichst viel Menschen an Verwundeten, Gefallenen und Gefangenen zu verlieren, in welchem die stärkere Partei der schwächeren einen Schlag nach dem anderen versetzt, bis dieselbe um Schonung bittet!

Ich hatte Gelegenheit über diese sentimentale, gewöhnlich von den höheren Gesellschaftsklassen herrührende Beurtheilung des Krieges mit solch' competenten Richtern in dieser Sache, wie Prinz Georg von Sachsen und weiland Prinz Friedrich Karl von Preußen zu sprechen — und deren Antwort war kurz! „Das Alles behauptenLeute, welche den Krieg nicht kennen!“ Der Krieg ist etwas ganz sonderbares, der alltäglichen christlichen Moral direkt widersprechendes. „Rühre nichts Fremdes an“ sagt diese Moral. — „Nimm, raube, was du nur kannst!“ predigt der Krieg; — „Betrüge nicht, handle nicht listig.“ — „Betrüge, schwindle!“ — „Tödte nicht!“ — fordert die christliche Moral — „Tödte, schlachte!“ befiehlt der Krieg; je mehr Du getödtet haben wirst, desto größeren Lohn erhältst Du, sowohl in diesem, als auch in dem zukünftigen Leben. Auch dafür, daß man Dörfer, Städte, ja ganze Gegenden zerstört, daß man Hunderte, Tausende, Millionen von Menschen des Obdachs beraubt .... wird man entlohnt — sowohl in diesem, als auch im künftigen Leben! ....“

Bittersalz.

Das sogenannte Bittersalz (englisches oder Epsomsalz) ist kein ganz harmloses Mittel, da es in zu großer Dosis auf einmal genommen, eine schnell lähmende Wirkung auf das Centralnervensystem auszuüben vermag, ohne daß dabei die gewöhnliche reizende Wirkung auf den Darmkanal stattfände. Dr. Sang hat seinerzeit in der „Lancet“ auf Folgendes aufmerksam gemacht: 1. Wird Bittersalz (in zu großer Menge) nicht auf einmal, sondern nach und nach genommen, so wirkt es unzweifelbar wie ein (die Verdauungswege) reizendes Gift. 2. Wird es in großer Menge auf einmal verschluckt, so bleibt die reizende Wirkung aus und erfolgt ein schneller Tod, wahrscheinlich infolge einer lähmenden Wirkung auf das Centralnervensystem. Es sollen nach Dr. Sang einige wenige Fälle verbürgt sein, in denen Personen durch zu starken Genuß von Bittersalz (60 bis 120 Gramm innerhalb einiger Stunden) unrettbar verloren waren.

Gegen Haarschwund.

Gegen Haarschwund hat der Pfarrer Sebastian Kneipp ein Mittel entdeckt, nämlich die—Brennessel. Diese Pflanze soll dort, wo die Haarzwiebeln noch nicht erstorben sind, neuen Haarwuchs erzeugen. Das Recept lautet folgendermaßen: 200 Gramm feingeschnittene Brennesselwurzel werden in einem Liter Wasser und einem halben Liter Essig eine halbe Stunde gesotten und dann der Absud abgegossen. Mit dieser Flüssigkeit wird der Kopf vor dem Schlafengehen gut gewaschen. Um das Sprödewerden der noch vorhandenen Haare zu verhüten, wird der Kopf wöchentlich einmal mit feinem Salatöl abgerieben.

— Schwabenstreich. Auf der Bahnlinie Metzingen-Urach besteht für die Haltestelle Güterstein die Verordnung, daß der Zug nur halten dürfe, wenn sich fünf Personen während der Fahrt zum Aussteigen beim Zugmeister anmelden. Nun wollten vor einigen Tagen drei Personen an genannter Haltestelle aussteigen; alle Bitten halfen jedoch nichts. Da kamen die Drei auf einen rettenden Gedanken. Sie kauften sich miteinander noch ein viertes Billet und ein fünfter Passagier erbietet sich endlich von selbst zum Aussteigen. Also hält der Zug. Die Drei mit ihrem vierten Billet steigen aus, der Vierte auch. Aber ehe der Zug zur Weiterfahrt pfeift, steigt er lächelnd wieder ein, um ruhig nach Urach zu fahren. Dem Buchstaben der Verordnung war Genüge geleistet.

— Verschiedene Gefühle. „Adieu, Fritz! Meine Braut kommt — ich fahre in die Rosenau!“ — „Und ich aus der Haut — meine Schwiegermutter ist da!“

Von Afrikas Südspitze.

Es wurde schon bei einer früheren Gelegenheit hervorgehoben, daß die englischen Colonien auf der Chicagoer Weltausstellung verhältnißmäßig viel besser vertreten sind, als England selbst. Obenan unter ihnen stehen Neu-Süd-Wales und die Capcolonie. Die Ausstellung der letzteren sei hier etwas näher in Augenschein genommen.

Sowohl im Bergbaupalast wie im Ackerbaupalast ist das Capland vortrefflich repräsentirt. Namentlich aber die Ausstellung in letzterem zeichnet sich durch Vollständigkeit und höchst geschmackvolle Anordnung aus, und ihre reichhaltige Sammlung von Straußenfedern, Elfenbein, Getreide, Weinen, Wolle und den silberglänzenden Vließen der Angora-Ziege machen sie zu einer Attraction erster Güte für weibliche und männliche Besucher. Dabei ist Alles dem Auge nahe genug gerückt und hübsch mit Etiketten versehen, so daß man eine rasche und ziemlich vollständige Vorstellung von den Schätzen jenes weit entfernten, ergiebigen Erdstriches erlangen kann.

Aus Südafrika.

In der Mitte des Raumes erblickt man eine Sammlung kunstgerecht ausgestopfter Thiere. Die Angoraziege mit ihrem schönen langen Haar, die weiße und rothgefleckte Boerenziege, welche als Heerdenführerin unschätzbar ist, und die einheimischen Schafe mit ihrend auffallend fetten, plumpen Schwänzen spielen dabei eine Hauptrolle.

Des weiteren wird uns die, erst seit acht Jahren, aber mit unerreichtem Erfolg in Südafrika betriebene Straußenzucht lebhaft veranschaulicht, und wir können nur wünschen, daß mit der Zeit diese Zucht im Süden oder Südwesten unseres eigenen Landes sich ebenso erfolgreich gestalten möge, damit die „Herrinnen der Schöpfung“ etwas billiger zu den hochgeschätzten Straußenfedern kommen, welche nebenan in so verführerischer Pracht und Mannigfaltigkeit ausgestellt sind. Die allgemeine Vogelsammlung zeigt uns die vielgestaltige und farbenreiche Vogelwelt des Caplands.

Straußfedern.

Wir bewundern die ausgestellten Felle südafrikanischer Hirsche, Katzen, Löwen, Leoparden, Luchse und des Goldschakals. Letzteres sowie die Leopardenfelle bilden prachtvolle Matten. Eine andere, sehr werthvolle und eigenthümliche Matte besteht aus nicht weniger, als 300 zusammengenähten Schwänzen. Die ausgestellten Waffen und noch mehr die Kleider der Eingeborenen, unter denen ein seltsamer Mantel aus gewundenen Streifen Pelzes (für die Gattin eines Häuptlings bestimmt und nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen) und die Kaffern-Halbmäntel aus Palmblättern besonders auffallen, bieten vieles Ueberraschende. Ein Häuptlings-Hut aus Pelz erinnert stark an den Geschmack unserer Sioux oder Apatschen-Indianer. Nicht weit davon ist der größte Elephanten-Stoßzahn der Welt zu sehen.

Gruppe aus Kapland.

Die Pflanzenwelt des Landes wird uns durch eine sehr schöne Wasserfarben-Collection veranschaulicht; jede Gattung erscheint in natürlicher Größe und in einem drehbaren Rahmen, sodaß man Alles in behaglicher Muße betrachten kann. Namentlich beachtenswerth sind die herrlichen Orchideen und viele Arten Schlinggewächse und Ranken. Eine der letzteren, mit lanzenförmigen, silberglänzenden Blättern und großen Doppelblumen — eine Art Immortelle — wird in großem Maße zu Raumausschmückungen verwendet und wächst, soweit bekannt, nur auf dem Tafelberg. Eine reiche Sammlung tropischer und halbtropischer Fische, mit dem ihnen eigenen glänzenden Farbenschein, ist ebenfalls in Wasserfarben geboten.

Eine Palmblatt-Mantille der Kaffern.

Neben dem einheimischen Thee (von dem eine Gattung wild wächst und sehr billig verkauft wird) lernen wir auch den Tabak vom Capland kennen, dann den großkörnigenWeizen, Mais, Hafer, Bohnen, Linsen, Erbsen, Gummi Arabicum, Farbstoffe u. s. w. Natürlich sind auch die Reben vertreten, welche die edlen Capweine laefern.

Wer ein „Souvenir“ von dieser Ausstellung erwerben will, dem bietet sich ein Schrank voll verzierter oder einfach polirter Straußeneier.

Der Geburtstag Buddhas.

Von der Insel Ceylon schreibt ein dortiger Berichterstatter der „Köln. Volksztg.“ unterm 11. Juli d. J.: Am 29. Juni wurde von unseren Singhalesen das Geburtsfest ihres Gottes Buddha, mit großer Prachtentfaltung gefeiert. Schon des Morgens strömten die Gläubigen zur Stadt Kandy, in welcher Stadt die drei größten und ältesten buddhistischen Tempel Ceylons sich befinden. In jedem dieser Tempel wird eine Relique des Buddha aufbewahrt, die man bei größeren Festen in Prozession durch die Stadt trägt. Solch eine Prozession bewegte sich auch am 29. Juni, Abends 10 Uhr, vom Tempel durch und um die Stadt, und wieder zurück. Voran marschirt eine Anzahl Musiker, das Tam-Tam schlagend. Dann folgen die Tänzer, gegen fünfzig, in groteske Kostüme gehüllt, manche auch ganz unbekleidet. Diese tanzen während der ganzen Dauer des Umzuges, nach dem Takte der Tam-Tams. Wenn Einer während dieser Anstrengung umfällt oder gar stirbt, ist er der Huld des Buddha sicher. Nach diesen Tänzern kommen Elephanten. Der mittlere und größte trägt das Heiligthum, einen Zahn des Buddha. Dieser Zahn ist in einer goldenen Kapsel eingeschlossen, und diese wieder in einem prächtigen Glaskasten befestigt, welcher von dem Elephanten auf prachtvollem Sattel getragen wird. Früher warfen sich manchmal Leute vor dem Elephanten nieder und ließen sich von demselben zu Brei treten, jetzt jedoch ist solches von der Polizei streng untersagt, und der Oberpriester wird für solche Fälle verantwortlich gemacht.

Rechts und links neben diesem Elephanten gehen noch zwei, jeder von zehn Priestern besetzt, welche aus goldenen Gefäßen stets wohlriechendes Wasser gegen den heiligen Zahn spritzen. Nach diesen kommt ein Chor von Sängern, welche ihre eintönige Melodie laut schreiend vortragen. Dann wiederum drei Elephanten, wovon der mittlere den Oberpriester, die zwei andern Nachkommen der eingeborenen Radschas (Könige) tragen. Zuletzt gehen die Priester mit Fahnen und religiösen Abzeichen. Zahlreiche Tempeldiener begleiten den Zug, jeder eine bunte Papierlaterne an langer Stange tragend. Die ganze Prozession ist umgeben von Tausenden von Eingeborenen. Beim Scheine der Papierlaternen, sowie der brennenden Oelnäpfe, welche von den Gläubigen getragen und geschwenkt werden, macht die tanzende und schreiende Menge, welche ja schon von Natur schwarz ist, einen unheimlichen Eindruck. Jeder Europäer ist froh, wenn es Tag wird; die Procession währt nämlich von 9 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens. Polizei und Militär müssen sich die ganze Nacht bereit halten, um, falls die Menge, wie es früher öfters vorkam, gegen Andersgläubige ungemüthlich wird, sofort eingreifen zu können. Noch muß bemerkt werden, daß der Elefant, welcher bei dieser Procession den Zahn Buddhas trägt, als heilig gilt, nie zu anderer Arbeit benutzt, sowie von keinem Menschen bestiegen wird. — Wie die Buddhapriester die Europäer achten, beweist Folgendes: An der Wand, in der Vorhalle des großen Buddha-Tempels, ist eine Anzahl Bilder angebracht, welche die Martern in der Hölle begreiflich machen sollen. Jedes dieser großen Bilder zeigt, wie Eingeborene durch verschiedene Teufel gemartert werden. Diese Teufel tragen alle europäische Kleidung und ihre Gesichter sind weiß. Ob ein Europäer, welcher diese Bilder sich ansieht, von dieser Darstellung sich geehrt fühlt?

— Von Selbsterkenntniß und ehrlichem Besserungsbestreben zeugt folgendes Inserat in der „Kronacher Ztg.“: „Bitte. Damit aus mir vielleicht doch noch ein ordentlicher Mensch werden kann, so ersuche ich alle Wirthe Kronachs und der Umgegend dringendst, mir nichts mehr zu borgen. Zollbrunn. Peter Doppel vulgo Biebigau.“

— Man muß alles probiren. „Was schüttest Du denn da für ein Pulver in das Bettzeug, Mann?“ — „Chloralhydrat, ein Mittel gegen Schlaflosigkeit. Mir hat es nicht geholfen, jetzt probir ich, ob's den Wanzen hilft.“

— Ein Aufschneider. Fräulein: „Also, Sie fahren wirklich so schnell, Herr Flieger?“ Radfahrer: „Na, ich kann Ihnen sagen, wenn ich in dem einen Dorfe niese, sagen sie in dem nächsten „Prosit!“ (Radfahr-Humor.)

Der Wechsel.

Wir leben in einer wechselvollen Zeit. — Nicht blos die Moden wechseln jeden Augenblick, sondern auch das Wetter, die Minister, die politischen Ansichten, ja in einigen Ländern sogar die Regierungsformen wechseln alle naslang, und ganz abgesehen noch davon, daß so viele überflüssige Redensarten und Correspondenzen gewechselt werden, daß man Verlobungsringe, Hemden und sonstige Kleinigkeiten wechselt, verwechselt man auch sogar manchmal die Hüte, die Paletos, mir und mich, mein und dein, —— kurzum Begriffe und Dinge aller Art werden heutzutage ver- und gewechselt, und derjenige, welcher bei dieser ewigen Wechselei nicht in die unangenehme Lage kommt, die allerletzte Mark wechseln zu müssen, kann sich im Allgemeinen noch glücklich schätzen. — — —

Unter solchen Umständen sollte man denn nun also billiger Weise wohl eigentlich annehmen dürfen, daß jeder biedere Zeitgenosse sich allmählig wenigstens einigermaßen über die Bedeutung eines Wechsels auch vollständig klar wäre, aber — Kuchen! — Der brave geschweifte Möbelhändler Krause war zwar ein sehr reeller und auch vorsichtiger Geschäftsmann, denn auf sogenannte Abzahlungen ließ er sich nicht ein, es mußte Alles bei ihm komptant bezahlt werden; dafür hielten seine Möbel denn aber auch Jahrzehnte lang, und auf einen Stuhl, den Krause gebaut hatte, konnte man sich dreist niederfallen lassen, auch wenn man noch so schwer betrunken war. —

Aber der gute Krause besaß einen großen, großen Fehler: Er hatte eine unbedingte Hochachtung vor Allem, was „Titel“ hieß! und wenn ihm irgend ein neuer Kunde als „Doctor“ oder gar als „Baron“ legitimirt wurde, so kannte seine Devotion keine Grenzen und er wagte alsdann nur in größter Unterthänigkeit seine, allerdings quittirte, Rechnung zu präsentiren, wobei es natürlicher Weise denn auch niemals passirte, daß dieselbe nicht sofort beglichen wurde, denn Barone und Doctoren pflegen äußerst penible und pünktliche Zahler zu sein, daß weiß man ja.

Kürzlich war ihm aber doch mal etwas ganz Eigenthümliches passirt. Der Baron von F. nämlich, ein ganz neuer und über die Maßen feiner Kunde, hatte eine höchst elegante vollständige Einrichtung bei unserem lieben Krause gnädigst zu bestellen geruht, und als dieselbe denn nunmehr sicher unter Dach und Fach gebracht war und der glückliche geschweifte Möbelfritze so recht schweifwedelnd seine Rechnung über 2000 Mark ergebenst unterbreitete, da hatten der Herr Baron im allerherablassendsten Nasaltone geäußert: „Alles sehr schön, mein lieber Meister, aber wo ist denn der Wechsel?“ Krause verstand nicht gleich: „Weck—sel? Wat for'n Weck—sel?“ fragte er in bescheidenster Unterwürfigkeit. „Nun, den Wechsel über die 2000 Mark!“ klang es schon recht ungeduldig zurück. „Ick weeß jarnich, hochjeöhrter Herr Baron———“ „Was wissen Sie nicht? Sie müssen doch einenWechsel mitgebracht haben!“ riefen der Baron zornig erregt, „oder glauben Sie vielleicht, daß ich die paar lumpigen Möbel auf Kredit entnehmen will?“ — — —

Meister Krause wußte thatsächlich nicht, was er in diesem Falle antworten sollte. Vollständig verblüfft stand er in gebückter Haltung vor dem hochgeborenen Herrn und erst mit vieler Mühe gelang es diesem, den beschränkten Tischlermeister darüber aufzuklären, daß ein von dem Herrn Baron von F. acceptirter Wechsel eben baares Geld, ja eigentlich noch viel werthvoller als solches sei: „Jedes Bankinstitut, jeder Geschäftsmann nimmt ein derartiges Papier sofort in Zahlung,“ erklärte der Herr Baron, „selbst dann, wenn Sie als Aussteller Ihren Namen darunter setzen! Passen Sie nur mal auf, wir werden das Ding gleich mal probiren.“ — Darauf gingen der Baron an Höchstihren Sreibtisch, holten ein wunderschönes Wechselformular heraus und die Sache wurde abgemacht. (Das Ding sah wirklich beinahe aus wie ein Tausendmarkschein — in Civil!) — Und siehe da, es war wirklich so, wie der Herr Baron gesagt hatten. Als der immer noch äußerst verwunderte Krause mit seinem Wechsel zu seinem Holzhändler kam, da nahm dieser denselben ohne Weiteres für 2000 Mark in Zahlung, und Krause war so recht im innersten Herzen froh über diese — Wechselwirkung! Von so gebildeten Leuten kann man doch wirklich immer allerhand lernen, man sollte es gar nicht glauben.

Sechs Wochen später ereignete sich etwas höchst Seltsames. Der Herr Baron von F. waren nämlich plötzlich „unbekannt verzogen“, und zwar, wie es hieß, wahrscheinlich nach Amerika. Es fand in Folge dessen in seiner Wohnung — wenn auch keine Holzauktion — so doch eine Möbelauktion statt, deren Erträgniß dem Hauswirth zu Gute kam. Sonderbar, höchst sonderbar!

Von einer unbestimmten inneren Unruhe getrieben, eilte unser Krause zu seinem Holzhändler, der ihn, wie stets, auf's Freundlichste empfing, denn Krause war ein guter und als zahlungsfähig bekannter alter treuer Kunde.

„Nun, mein lieber Herr Krause, was bringen Sie denn?“

„Sagen Se mal, Herr Sch., wie is et denn nu eijentlich mit den Wechsel jeworden, wo ick vor sechs Wochen Holz for jekooft habe?“

„Wechsel, Wechsel? Ach so! Ja, richtig, ich entsinne mich. Nun, was soll damit wohl geworden sein? Wer weiß, wo in aller Welt der sich herumtreibt!“ Krause horchte hoch auf: „So? Is er weg?“ fragte er neugierig.

„Nun, selbstverständlich, bester Krause, solche Papiere läßt man doch im Geschäftsleben nicht lange liegen.“

„Nich?“ und Krause athmete so recht von Herzen erleichtert auf, „na, bet is man en wahret Jlück!“

„Wieso denn, mein lieber Freund Krause?“

„Ja, der Herr Baron is nämlich ooch weg!“ meinte Krause schlau mit den Augen plinkernd, „und wer weeß, wo in aller Welt der sich ooch herumtreiben mag!!“ Der Kaufmann blickte dem alten guten treuen Kunden einen Augenblick fest in's Gesicht, als ob er etwas Besonderes in demselben entdecken wollte. Als er aber weiter wohl keine Spuren von ausbrechendem Blödsinn oder sonstigen ähnlichen Dingen in demselben wahrnehmen konnte, da entgegnete er nur einfach mit üblicher kaufmännischer Kaltblütigkeit: „Nun, das wird denn ja wohl schon Alles seine Richtigkeit haben! Nicht wahr, Sie hatten doch selbst Ihre Unterschrift unter den Wechsel gesetzt?“

„Jawoll, det hatte ick!“ erwiderte Krause mit männlichem Stolz, denn er war sich einer ungewöhnlich guten und festen Handschrift bewußt und hatte auch stets die Worte „Emil Krause“ sein ganzes Leben hindurch orthographisch richtig geschrieben.

„So? denn kann ja also weiter mit dem Dinge nichts Unangenehmes vorkommen!“ war die ruhige Schlußbemerkung des in solchen Sachen selbstverständlich sehr beschlagenen Holzhändlers, und Krause ging also, vollständig im innersten Herzen zufriedengestellt, seiner Wege.

— — — — — — — — —

Wer beschreibt aber das maßlose Erstaunen unseres guten Freundes Emil Krause, als nach weiteren sieben Wochen plötzlich ganz unerwartet der unglückselige Wechsel wieder auf der Bildfläche erschien und dem vollständig aus den Wolken Gefallenen in seiner eigenen Werkstätte zur Bezahlung vorgelegt wurde! Unglaublich! Wie konnte das blos zusammenhängen? Der Wechsel war doch bereits absolut weg gewesen und hatte sich doch schon in aller Welt umhergetrieben! Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen.

Athemlos stürzte der wackere geschweifte Möbeltischler zu seinem Holzhändler und bat um Aufklärung.

„Ja, mein lieber Freund,“ meinte dieser gemüthlich, „sehen Sie mal, mit solchem Wechsel ist das eine ganz andere Sache, wie mit solchem Baron! Der Wechsel kommt stets wieder zurück, nachdem er sich in der Welt umhergetrieben hat, das thut der Baron nicht immer!!“

Allerlei Coulissenspäße.

In der Wiener Allg. Ztg. erzählt L. v. Poyßl folgende Coulissenspäße: „Hätte sich's Adolph Christen, der unersetzte Bonvivant des Münchener Hoftheaters, als er noch an „Schmieren“ sich herumtrieb, träumen lassen, daß einst eine Clara Ziegler ihn mit Stolz ihren Lehrer nennen und ihm, dem alternden Manne, ausVerehrung und Dankbarkeit ihre Hand reichen würde? Ein grausames Schicksal hatte Christen einst zur Direction Heigl verschlagen, grauslicher aber als dieses Schicksal war die Directrice. Diese Dame, welche bereits auf das vierzigjährige Jubiläum ihrer ersten Hosenrolle zurückblicken konnte, war in der damaligen Theaterwelt als die verschlimmerte zweite Auflage der Miß Pastrana verschrieen. Man rühmte ihr außerdem nach, daß ihr an ewigem Jugendglühen kränkelndes Herz ein Massenquartier für alle an ihrem Musenstadel engagirten jungen Schauspieler war. Stets nach neuen Opfern lechzend, hatte sie sofort ihr Auge auf Christens vielversprechende Jugend gelenkt, der aber, obwohl nur auf eine bescheidene Schlafstelle bei einem Schuster angewiesen, nicht das geringste Verlangen verspürte, sich in dem weiten Herzen der Directorin ein Freiquartier zu sichern. Darob entbrannte sie in glühender Rache, die sie auch mit der Vertheilung der erbärmlichsten Rollen an den eisigen Verächter ihrer Neigung kühlte. Sie nahm ihm den Hermann in Schillers „Räuber“ ab, begnadete mit dieser Rolle einen ganz unbedeutenden Schauspieler, den die Verzweiflung über seinen Durchfall als Rabbinatscandidat auf die Bretter getrieben hatte, und verurtheilte Christen zum alten Moor, der auch sofort einen Coup plante, um seine Entlassung zu erhalten. Als sich in der Sturmscene des letzten Actes Hermann mit der Atzung für den alten Grafen Moor im Korbe dem Eisenthore näherte, da tönte es im Grabestone aus der Tiefe herauf: „Bist Du es, Hermann, mein — Rabbiner?“ Das Publikum johlte. Karl Moor fand nicht mehr Zeit, seine Amalie zu erstechen und dann sich dem Manne mit den fünf lebendigen Kindern auszuliefern.

— Nicht aus der Fassung zu bringen. Kaufmann: „Ich finde Ihre Preise recht theuer!“ — Reisender: „Aber bedenken Sie den guten schweren Stoff!“ — Kaufmann: „Ich finde den Stoff nicht einmal sonderlich gut!“ — Reisender: „Aber bedenken Sie den billigen Preis!“

— Annonce. Wittwe möchte die Kleider ihres verstorbenen Mannes verkaufen. Bei entsprechender Größe neue Heirath nicht ausgeschlossen.